

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 23 (1919)

**Artikel:** Jakob Burckhardts Gedichte  
**Autor:** Hoffmann, Karl Emil  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572471>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

artigen Strom. Kurz, es überwältigte mich.

Weil mein Kamerad eine Frau liebte, konnte ich entweder überhaupt nicht mehr oder nur noch spärlich und dürftig schlafen, was sehr hart war. Für Essen, Trinken, Vergnügen und tägliches Geschäft hatte ich wenig oder kein Interesse mehr. Das war übel! Seinetwegen nahm ich mir heraus, alles, was mich umgab, ungerechtfertigter Mißbilligung auszusetzen, die an Verachtung streifte. Welche Voreiligkeit!

Ich sah ihn als einen Großen und Glücklichen über ein Gebirge schreiten, den Kopf hoch erhoben, das Haar frei im Sturm, der die Bäume schüttelte. Die Lebenslust nötigte ihn laut zu lachen. „Wie muß nun der Mutige in allen seinen Gaben wachsen, daß er beinahe keine Ermüdung mehr kennt! Wie ist Unermülichkeit herrlich!“

Zu Hause, im lieben, aber dumpfen Zimmer, schrieb ich auf einen Bogen Papier verzagt hin: „Warum bin ich nun arm und klein zum Zergehen und unmutig, daß mir das Herz springt, als wenn es mich töten wollte? Wie unschön ist

Niedergeschlagenheit. Ihn hebt es; mich drückt es. Er geht freudig, ich traurig. Um ihn steht es gut, um mich schlimm.“

Wie im Fieber schlich ich hin und her. Heller Sonnenschein flöhte mir Kälte und wirbelnden Schwindel ein. Auch verlor ich alle Ausdauer, die das Kennzeichen der Gesundheit ist, und beging die Ungeistesart, meinen Bureauvorgesetzten zu verlezen, wonach mir das Vergnügen blühte, hören zu müssen, daß ich frei wie der Wind, das heißt entlassen sei.

Also auch das noch, und alles hauptsächlich deshalb, weil mein Kamerad eine Frau liebte. War ich verrückt? O nein, keineswegs! Ich war in einem Konflikt mit mir selbst und lief schließlich herzlich gerne fort.

Viele Ältere finden das Leben ungemain behaglich. Jugend muß es sich um ihrer Eigentümlichkeit und ihres jungen Blutes willen schwerer machen, als manche flüchtig denken. Man kann lustig und zugleich unglücklich, anderseits griesgrämig und dabei insgeheim riesig vergnügt sein. Bei etwas mehr Aufmerksamkeit träte allerlei daraufbezüglicher Irrtum klar zutage.

### Jakob Burckhardts Gedichte\*).

In seinem Essay über Schiller schrieb Thomas Carlyle: „Große Männer sind die Feuerfäulen auf der dunkeln Pilgerfahrt der Menschheit. Sie stehen als himmlische Zeichen da, als lebende Beweise dessen, was gewesen, als prophetische Verkündiger dessen, was sein wird — die offenbarten verkörperten Möglichkeiten der menschlichen Natur. Wer diese Größe niemals gesehen, niemals mit seinem Verstande aufgefaßt, niemals mit seinem ganzen Herzen leidenschaftlich geliebt und verehrt hat, der ist für immer verurteilt, klein zu bleiben.“

Diese Worte des englischen Ethikers möchten an dieser Stelle, wo von Jakob Burckhardts Gedichten die Rede ist, nicht mit Unrecht wiederholt werden. War doch auch Jakob Burckhardt einer der außergewöhnlichen, vom Schicksal ausgezeichneten Männer, deren Wirken sich tiefer als ein Schattenbild dem empfänglichen Geist einprägt und dauernd darin fortlebt. Sol-

chen Genien der Menschheit sprechen wir „ewige Jugend“ zu, indessen wir selber uns an der Sehnsucht nach jener und nach dem Ewigen genug sein lassen müssen — an der Sehnsucht, die Goethe und Nietzsche, Schiller und Jakob Burckhardt in Gedichten verherrlicht und dargestellt haben: Goethe, in seinem berühmten Gedicht „Selige Sehnsucht“ im Westöstlichen Divan — in einem Gedicht, dessen Gedanken der große Subjektivist Nietzsche nach seiner Art eine neue, subjektivere Wendung gab, indem er Zarathustra sagen ließ: „Verbrennen mußt du dich wollen in deiner eigenen Flamme: wie wolltest du neu werden, wenn du nicht erst Asche geworden bist“ (Zarathustra, Vom Wege des Schaffenden).

Als unerfüllbar aber auf Erden stellte Schiller jene platonische Sehnsucht nach dem Ewigen in der Klage seines „Pil-

\*) Nach einem öffentlichen Vortrag in Basel (6. März 1919).

grims" dar, der in jungen Jahren glau-  
bens- und vertrauensvoll in die Welt hin-  
aus ostwärts, gegen Sonnenaufgang, ge-  
wandert ist, in der Hoffnung, irgendwo  
auf Erden seine Jugendideale erfüllt zu  
finden, während sie ihm — wie der Stern-  
himmel über seinem Haupte — überall  
fern und unerreichbar blieben; da klagt er  
am Ende seiner Bahn verzweifend:

Ach, kein Steg will dahin führen,  
Ach, der Himmel über mir  
Will die Erde nie berühren,  
Und das dort ist niemals hier!

Wie Schiller war auch Jakob Burck-  
hardt ein Elegiker. Nicht weniger schmerz-  
lich als jener empfand auch er die Un-  
erfüllbarkeit seiner Jugendideale, na-  
mentlich aber seiner Dichtersehnsucht, und  
litt innerlich tief an dem Dualismus von  
Wirken und Wollen, Schein und Wesen,  
Vergänglichem und Ewigem. Aber denn-  
noch hätte er, der trotz aller Resignation  
auf das Unerreichbare unentwegt an sei-  
nen Idealen festhielt, ein warmherziger  
und vorbildlicher Tröster des Schiller'schen  
Pilgrims sein können.

In dem Gedicht „An einen Freund“,  
das seinem Jugendfreund Altretor J. J.  
Büfinger in Basel zugeweiht war und zu  
den persönlichen Widmungsgeboten sei-  
ner „Ferien“ gehört, stellte er den Dichter  
als einen Pilgrim, ähnlich dem Ritter Par-  
zival, dar, der nach dem heiligen Grale  
wanderte. Wie Parzival, forderte er dort,  
habe der Dichter nicht nach Vergangenen,  
nicht nach Vergänglichem, sondern nur  
nach Unvergänglichem zu trachten und  
danach zu streben! Ob er dieses auch nie  
erreichen werde — werden doch seine Lie-  
der von seinem Glauben und Ringen nach  
dem Ewigen zeugen (Ferien, 1849, S. 41):

„Das ist des Dichters Weg; im Sonnenstrahle  
Wie bei der Nacht folgt er dem fernen Grale.

Ob Einer ihn erreicht? ob zu erlangen  
Statt ew'ger Jugend nur das ew'ge Sehnen?  
Du frage nicht, und wandre ohne Bangen,  
Wie weit sich auch die dunkeln Schluchten dehnen;  
Und so viel Lieder auf dem Weg erklingen,  
Sie zeugen einst: dein Glaube war kein Wähnen;  
Der ferne Kelch hat dir zwar nicht befeuchtet  
Die Lippe, doch in's Auge dir geleuchtet.“

Das Gedicht Jakob Burckhardts „An  
einen Freund“ war ungefähr ein Jahr-  
zehnt vor Richard Wagners Bühnen-  
weihespiel Parzival, dessen Dichtung

1857 erstmals konzipiert wurde, ent-  
standen und zeigt, wie stark Burckhardt  
damals unter dem Einfluß der Ro-  
mantik stand. Schon früher, 1842, vier  
Jahre, bevor Wagner den „Lohengrin“  
dichtete, hatte Burckhardt versucht, „die  
Sage des Schwanenritters“ zu einem  
Operntext zu gestalten, und noch im No-  
vember 1855 wies er seinen Schüler Al-  
bert Brenner auf Immermanns „Merlin“  
hin mit den Worten: „Es ist die wich-  
tigste und unabhängigste Parallele, um  
nicht zu sagen Ergänzung zum Faust.“

Wiederholt hat er sich in Gedichten, in  
Briefen, wie auch in seinen kulturgeschicht-  
lichen Werken über die Aufgabe und „die  
Bestimmung des Dichters“ geäußert. Wie  
sein Lieblingsdichter Platen forderte auch  
er, daß der Dichter „ein Priester des  
Ewig-Schönen“ sein müsse (Ferien, 1849,  
S. 42 f.). Ihm selber freilich wollte es ge-  
nügen, wenn seine Lieder noch in späteren  
Jahren „zum Troste einsamer Seelen“  
dienten —

„Daß einst in späten Jahren ein liebend Aug'  
In meinem Lied sein eigenes Leid und Glück  
Und daß ein Geist, der nach der Schönheit  
Pilgert, den treuen Gefährten finde.“

Frühe schon wollte Burckhardt eine  
größere Genugtuung darin erblicken, daß  
sein Beruf zur Geschichte mehr Aner-  
kennung finde als seine Verse — während  
er selber doch „die Dichtung als einen  
Pfeiler seines Lebensglückes betrachtete“  
(an W. Benschlag, Aug. 1844).

Zu seinen frühstveröffentlichten Ju-  
gendgedichten, deren Entstehung in sein  
neunzehntes und zwanzigstes Lebensjahr  
— 1837 und 1838 — fällt, wo Burckhardt  
Student der Theologie an der Basler  
Universität war, zählen zwei Gedichte, die  
der Heldengestalt Napoleons galten und  
die deshalb unter den Gedichten Burck-  
hardts besonders beachtet zu werden ver-  
dienen, weil sie zusammen mit einem  
Gelegenheitsgedicht der achtziger Jahre,  
das Paul Heysses Tragödie „Alfibiades“  
seine Anregung verdankte, die einzig-  
erhaltenen Gedichte Burckhardts sind, die  
eine geschichtliche Persönlichkeit und ge-  
schichtliche Vorgänge behandeln.

Dem einen dieser Frühgedichte: „Isola  
bella (Juni 1800)“, lag, wie es scheint, ein  
persönliches Erlebnis Burckhardts zu-

grunde; denn als dieser und seine Freunde im Sommer 1837 zum ersten Mal über den Sankt Gotthard an den Langensee wanderten und sich über die schweizerische Grenze hinauswagten, überraschte sie auf dem See bei Luino ein Unwetter und lief ihr Boot Gefahr im Sturm unterzugehen.

Die „Fabel“ dieses ersten Napoleonengedichts<sup>1)</sup> ist folgende: Napoleon hatte im Sommer 1800 den großen St. Bernhard überschritten und Mailand am 2. Juni eingenommen. Nun befand er sich im Juni 1800 auf *Isola bella*. Auf wenige Augenblicke hatte er seine Freunde und Gefährten im Schlosse jener Insel zurückgelassen und hatte, während eines Gewitters, den Park betreten. Da bemerkte er eine Barke, die, mit Sturm und Wogen ringend, dem Untergang nahe war. Ob er eine Entscheidungsschlacht bei Marengo befehlen solle — diese Frage läßt er das Schicksal jenes Bootes entscheiden! Im Boote aber befindet sich ein Abgesandter des Generals Désaix, dessen Rückkehr aus Aegypten Napoleon gemeldet werden sollte und der bekanntlich in der Schlacht bei Marengo den Endsieg erfocht und im Kampfe daselbst fiel. Dem Boot gelingt nach langem Kampf mit Wind und Wogen die Landung. In der Rettung des Schiffes erkennt Napoleon einen Wink des Schicksals. Mit scharfem Dolch gräbt er in die Rinde eines Lorbeers den entscheidenden Schlachtbefehl: „*Battaglia*“ ein. — Die Schwierigkeiten des Sieges bei Marengo, das Hin- und Herschwanken der Schlacht bis zum Eingreifen von Désaix, war in den Rötten jenes Bootes gleichsam symbolisch vorgeedeutet. Wie der Romaniker Zacharias Werner in seinen Tragödien und Grillparzer in seiner „*Ahnfrau*“ rief auch Burckhardt in seiner Romanze das Schicksal herbei. Wie er einmal G. Kinkel gegenüber in bezug auf seine dramatischen Entwürfe klagte, daß ihm immer nur die Gestaltung der Staffage und nicht des Charakters gelingen wolle, so hat er auch in diesem Gedicht die Situation um den Helden mächtiger ausgestaltet als dessen Charakter. An dem kunstvoll verschränkten Versbau des Gedichtes

erkennt man deutlich die Nachwirkung des akademischen Unterrichts von Burckhardts Lehrer Wilhelm Wadernagel, der 1833 an die Basler Universität berufen worden war und in dessen formalistisch strenge Schulung später auch Heinrich Leuthold kam.

Das zweite Napoleonengedicht Jakob Burckhardts trägt die Ueberschrift „*Napoleon nach der Schlacht bei Austerlitz*“<sup>2)</sup>. Es hält sich an die einfachere Form einer Volksballade; ähnlich den dänischen Volksballaden „*Der Wassermann*“ oder „*Erkönigstochter*“ in den Herderschen Volksliedern, ähnlich Heines „*Belshazar*“ und Gustav Schwabs „*Der Reiter und der Bodensee*“ geben seine gereimten Zweizeiler den Eindruck einer schauerlichen Vision wieder. Auch in dieser Ballade wird auf das künftige Schicksal des Helden in einer Vorahnung hingewiesen. Wieder schilderte der Dichter mehr die Situation als den Charakter des Helden. Der Kaiser Napoleon ruht sinnend nach der siegreichen Schlacht bei Austerlitz am Wachtfeuer — also in einer ähnlichen Situation, wie Friedrich der Große in Gleims Gedicht „*Auf einer Trommel saß der Held*“ dargestellt war. Indem Napoleon sich seinen Gedanken hingibt, sieht er sich auf schwarzem Pferde über die blutigen Schneesteppen Rußlands hinjagen. Das Pferd trägt ihn plötzlich in das brennende Moskau hinein — worüber Napoleons Traum zerfällt: denn schon tagt es, schon zeigen sich die Regimenter weitgereiht bei Austerlitz zur Parade und zur demütigen Uebergabe des besiegten Kaisers Franz. Die Schlußstrophe des Gedichts vermeidet kaum eine komische Wirkung.

Die übrigen Gedichte aus Jakob Burckhardts erster Studentenzeit befunden, was der Dichter Kinkel später mit den trockenen Worten aussprach: „*poetische Begeisterung aus lokalem Objekt hervorgehend*“. Eine größere Zahl davon bezog sich auf Burckhardts Vaterstadt Basel. Diese galten der Basler alten Rheinbrücke, dem Münster, Einzelbildern des Totentanzes, die vermutlich von Holbeins Totentanzgemälden inspiriert worden waren.

<sup>1)</sup> Erstmals gedruckt im „*Gästli*“ 1871, sodann in *Basilea poetica* 1876 und 1897.

<sup>2)</sup> „*Alpenrosen*“,arau 1838, S. 141 f.



Das Gedicht „Die Rheinbrücke“<sup>3)</sup> war in der Weise eines alten volkstümlichen „Bänkelsängerliedchens“ gedichtet und erinnert an Eichendorffsche Poesien. Es enthält ein ähnliches Motiv, wie es in Goethes Ballade „Der Fischer“, die Herder in den zweiten Band seiner „Volkslieder“ aufnahm, in ernsterer Stimmung ausgeführt worden ist, und gibt sich gleichsam als eine Vorlage oder ein Vorgebante zu jenem Goetheschen Gedicht; denn nicht ohne einen tieferen Grund ist es mit einer Anekdote zusammengestellt worden, die von einem Aufenthalt Goethes in Basel in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts erzählte, der aber in Wirklichkeit nicht stattfand.

„An einem schönen Herbsttage der 1820er Jahre — so berichtete jene Anekdote — saß auf der Steinbank des äußersten steinernen Joches der alten Rheinbrücke (zu Basel) ein schöner alter Mann; er schaute vergnügt in die ihn umgebende Gegend, indes seine schön geformte Hand mit dem Stockbände tändelte. Wer ihn anblickte, glaubte schon sein Porträt gesehen zu haben, und man mochte sich auch nicht irren, denn des andern Tages ward es lautbar, daß Goethe durch Basel gereist sei.“ — Dieser Anekdote ließ Jakob Burckhardt zum Lob der Brücke sein Gedichtchen folgen, „das man irgend einem lustigen Gesellen aus alter Zeit in den Mund legen mag“.

1. Zu Basel auf der Brücken  
Stand ich vergnügt einmal  
Und tat hinab mich bücken  
Wohl gegen den Rhein zu Tal.
2. Ich sah die Fischlein gehen  
Und rennen in wildem Lauf,  
Mußt' immer stille stehen,  
Da taucht etwas herauf.
3. Ein Wasserweiblein war es  
Mit einem Lautenspiel,  
Die Menge des grünen Haares  
Schön über den Rücken fiel.
4. Sie sang zum Lautenflange  
Ein schön neu weltlich Lied,  
Und als sie gesungen lange,  
Sie drauf sich neigend schied.
5. Ich winkt ihr mit dem Hute,  
Da kam sie wieder empor  
Und spielte mit frischem Mute  
Biel schöner als zuvor.

6. Dann tauchte sie wieder unter,  
Ich warf einen Kuß ihr nach,  
Und zum dritten Mal sie munter  
Hervor aus den Wellen brach.
7. Und singend süß und milde  
Hat sie mich angeschaut,  
Und ich warf dem Zauberbilde  
Das Ringlein von meiner Braut.
8. Sie fing's und tat sich bücken  
Und ich sie nicht mehr sah,  
Und als ich kehrte den Rücken —  
Da stand mein Bräutlein da.
9. Im Kleid von weißem Tuche,  
Sagt mir und der Welt Valet.  
Ich werde Fischer und suche  
Die Nixe früh und spät.

Ein anderes frühes Jugendgedicht Jakob Burckhardts, das dem Basler Münster galt, war die Ode: „Erinnerungen im Dom zu Basel“<sup>4)</sup> — eine Vision, die, seit Römerzeiten alle geschichtlich wichtigen Begebenheiten und hervorragenden geschichtlichen Persönlichkeiten, die in den Grüften des Basler Münsters schlummern oder sonstwie zu diesem und zu Basel in Beziehung standen, in der beinahe unabhsehbaren Reihe seiner vierundzwanzig Strophen wieder in der Erinnerung aufleben ließ:

Aber göttlicher rauscht, lauter der Flügel mir  
Der vergangenen Zeit, wenn in Germaniens  
Hohe Münster ich trete,  
Die ein edles Geschlecht gebaut.

Herrlich ragest du weit über den grünen Rhein,  
Basels dunkler Dom! Schwächerer Nachwelt rufft  
Täglich du in's Gedächtnis,  
Daß einst Größeres hier geschah...

Seht die Sonne, sie sinkt, sendet den letzten  
Strahl —

Nacht und Sturm überziehn schwärzend den  
Himmel ganz,

Mir nur ruft die heilige,  
Ruft die große Vergangenheit.

Sturm! laß rauschen am Dom steinern verblät-  
tert Laub,  
Weck' die Schlafenden auf — unsere Zeit ist  
schwer!

Sieh uns, eisernes Alter!  
Brich herein zu gerüsteten!

Auf den selben schwermütigen Ton sind die fünf Reimgedichte des „Totentanzes“<sup>5)</sup> gestimmt, die von Burckhardt in einem Zyklus von 13 Gedichten, an welchem noch andere Verfasser beteiligt waren, 1839 veröffentlicht wurden. Burck-

<sup>3)</sup> Im „Wanderer in der Schweiz“ V (1838) S. 35.

<sup>4)</sup> „Wanderer in der Schweiz“ V S. 19 f. — <sup>5)</sup> „Alpenrosen“ 1839, S. 331 f.

hardts Signatur tragen die Gedichte: Der Tod zur Welt; Der Tod zum Kinde; Der Tod zur Magd; Der Tod zur Hirtin und Gott zum Tod — in welchem Schlußgedicht die Verwandlung des Todesengels am Tage des Jüngsten Gerichtes in einen weißgekleideten Lebensengel geschildert wird. Eine Novelle Burckhardts, die in den selben Jahren — 1837 oder 1838 — entstand, trägt die Ueberschrift „Das Schicksal“; eine zweite spielte im Elsaß in der Zeit des „schwarzen Todes“.

Diese frühstveröffentlichten Jugendgedichte Jakob Burckhardts, die Basel betrafen, haben heute nur noch ein beschränktes, lokales und persönliches Interesse. Sie entbehren der inneren Glut, die sie noch jetzt poetisch zur Wirkung kommen ließe.

Mit Burckhardts erstem Betreten Italiens gewannen seine Gedichte, zunächst diejenigen, die aus seiner Begeisterung für den Süden hervorgingen, eine innere Beseelung, die von da an auch seine Prosa durchglutete, sodaß auch diese sich zu dichterischer Größe erhob: so, wenn er in einem Tessineraufsatz der studierenden Jugend der Schweiz die harmonischen Linien und Farben der tessinischen Landschaft anpries und sie aufforderte: „Kommt einmal hierher und öffnet euch diese reiche Welt voll neuer Berge, Seen und Dörfer, wie ihr sie nie gesehen habt und euch sie daheim nicht vorstellen könnt“; oder wenn er von der Höhe des Mailänder Domes die Aussicht von der Pashöhe des nördlichen Apennin aus das Meer und Genua oder von den Hügeln der Boboligärten aus Florenz und von der hohen Klosterwarte Fiesoles aus die silbern schimmernden Hügel und Täler der toscanischen Landschaft schilderte — Eindrücke einer ganz neuartig empfundenen sonnenhafteren Welt, die er mit dem unendlich reichen Gefühl erster Freiheit und jugendlicher Begeisterung in sich aufnahm und anderen mitteilte in Prosa und Gedichten, die sich mit „innerer Notwendigkeit“, nicht auf Geheiß, über die geweihten Lippen eines Dichters drängten! Wirklich, mit seinem ersten Betreten des italischen Bodens mochte es ihm vorkommen, wie wenn die Binde, die

sein Dichterauge im Norden verdüstert hatte, plötzlich von ihm hinweggenommen worden wäre, damit er mit sonnenharterem Auge die Sonne und die Welt um sich sähe.

Vier Monate nach seinem ersten Besuch des Lago Maggiore, d. h. im November oder Dezember 1837, entstand eine „Elegie“ in Distichen, die seine Sehnsucht nach Rom und dem Süden wiederum in der Form einer Vision aussprach<sup>6)</sup>.

Seine Eindrücke und Erlebnisse auf der ersten Reise, die ihn tiefer nach Nord- und Mittelitalien und bis nach Florenz führten, schilderte er 1838 in einem mit Gedichten vermischten Aufsatz, der 1839 in der Zeitschrift „Der Wanderer in der Schweiz“ (Mitt. Nr. 36 ff.) erschien. Damals war es, wo er zum ersten Mal Mailand, Genua, Pisa, die er „die Einsiedlerin unter den italienischen Städten“ nannte, sowie Florenz, die Stadt „der romantischen Mondnächte“ und der reinsten Kunstgebilde kennen lernte. Da pries er in begeisterten Worten Genua, Uhlandscher Verse gedenkend:

„Wie könnte ich dein vergessen, süße rau-  
schende Stadt, hoch auf Felsen über dem Meere  
getürmt, mit deinem weiten, prächtigen Hafen!  
So, wie ich dich das erste Mal sah, bist du mir  
jeden Augenblick gegenwärtig, ein phantastisch  
schönes Bild, im duftig italischen Abendglanz,  
wie sich's keiner vorstellen kann, der es nicht ge-  
sehen hat. Das Beste von deiner alten Pracht ist  
noch nicht dahin, noch duften deine Gärten auf  
hohen Terrassen, noch ragen deine Paläste, wie  
zur guten, alten Zeit, noch glüht im dunkeln Bio-  
lett der Apennin, noch prallen dumpf tosend die  
dunkeln Meereswogen an deine Felsenfunda-  
mente an. Und wenn Hafen und Paläste auch  
leer stehen, wenn auch das Geschlecht, das die-  
selben gebaut, ausgestorben oder verkümmert ist,  
doch sucht dich der Nordländer und bringt dir,  
wie einer Braut, verliebte Huldigungen dar.“

Und über Florenz schrieb Burckhardt damals:

„Man kann im Norden den Namen Florenz  
nicht aussprechen, ohne an hohe Paläste im  
Mondschein, Gärten, Terrassen, kühle Kirchen,  
Pinien und tiefviolette Bergschluchten zu den-  
ken; hier beginnt das Land der Träume, hier  
spielen die Novellen des Boccaccio. Und diesen  
romantischen Duft hat die Arnostadt noch keines-  
wegs eingebüßt, noch behält sie ihre, dem Ideal  
einer Stadt sich nähernde Schönheit, und wird

<sup>6)</sup> Weihnachtsgabe zum Besten der Wasserbeschädigten in der Schweiz 1839. Eine zweite, später entstandene Elegie in D. F. Gruppe, Deutscher Musenalmanach 1853.

sie, so Gott will, noch lange behalten zum Entzücken des nordischen Wanderers und zum tiefinnigen Behagen ihrer Bewohner.“

In jener Zeit entstanden die ersten Gedichte, in denen er, im Anschluß an südliche Formen, in den Versmaßen der römischen Elegiker oder in der Form des Sonetts, das er von Petrarca und Platen erlernt hatte — den Süden verherrlichte, so ein Gedicht, worin er Fiesole, die etruskisch-toscanische Bergstadt im Nordosten von Florenz, besang, woselbst er von hoher Warte aus auf die traumhafte Arnostadt, auf Brunelleschis gewaltiges Kuppelmassiv des florentinischen Domes, auf die schlanken gotischen Türme und auf die unzähligen weißleuchtenden Willen, die die Stadt in alle Talweiten hinaus entsendet, begeistert hinabblückte und wo ihm unter den Säulengängen des auf höchster Bergesspitze gelegenen Klosters der größte Dichter Italiens, der aus Florenz verbannte Dante in einer traumartigen Vision erschien<sup>7)</sup>. Diesem Gedicht entnehmen wir die Verse:

„Und gern lehntest du dich an die Mauer  
der Kirche, wenn Vespere  
Ruft die Mädchen des Orts; schön sind Etru-  
riens Jungfrau  
Und von manchem Gemäld' siehst hier du  
schöner das Urbild.  
Doch sie schweben vorbei, und still ist's wieder  
wie vorher  
Auf dem beschatteten Platz; zur Seiten in dun-  
keln Gebüsch  
Zieh'n sich empor die Häuser der Stadt bis dro-  
ben zum Kloster.  
Eine etruskische Burg war's einst, und daneben  
des Kriegsgotts  
Mächtiger Tempel, es beten an altherrwürdiger  
Stätte  
Bärtige Mönche nunmehr, und aus den Gängen  
des Klosters  
Schaun in müßigen Stunden hinab sie gegen  
den Arno  
Und die blühende Stadt und gegen das ferne  
Pistoja.  
Wenig gedenkt entschwundener Zeit der fleißige  
Landmann;  
In des Theaters Ruin knüpft fröhlich singend  
er oftmals  
Hoch an die Ulme die Rebe, du blüest durch  
schwankende Bogen  
Desslich gewandt in ein lachendes Tal; weit über  
die Scene  
Raget empor das blaue Gebirg mit den Willen  
und Klöstern.  
Herrlich, wohin du blüest, entrollt sich das milde  
Toscana.

<sup>7)</sup> „Wanderer in der Schweiz“ 1839, Mitt. S. 207 f.

Und dir erhebt die Brust der großen Männer  
Gedächtnis  
Seiner Söhne, und Eines vor Allen. Verbannt  
vom Gebiete  
Jener Stadt, kam Dante im Pilgermantel hier-  
her einst.  
Nach zehnjährigem Elend das vielgeliebte Flo-  
renz noch  
Einmal zu sehn; gern nahmen ihn auf die gast-  
lichen Mönche,  
Nicht im braunen Gewand erkennend den hohen  
Priore.  
Doch um die Mitte der Nacht erhob sich vom  
Lager der Pilgrim;  
Mondhell war's, er durchschritt die Bogen-  
gänge des Klosters,  
Und sein strenges Gemüt zerfloß in brennenden  
Tränen.  
Einen Blick noch entsandt' er den hellbeschiene-  
nen Türmen  
Drunten im Tal, und schleunigen Schrittes  
durchleilt' er die Berge . . .“

Wie die Gestalt des verbannten Dante in den Klostergängen des Franziskanerkonvents in Fiesole und in Florenz in der Kirche von Santa Croce ihm vor Augen trat, so hatte die Erinnerung an einen andern Dichter, an seinen Liebling Platen, Jakob Burckhardt vom ersten Eintritt in Italien bis an das tyrrenische Meer begleitet, dessen lichtblaue Fluten die Insel Sizilien umwogen, wo jener Dichter in einsamer Selbstverbannung gestorben war und unter den dunkelragenden Zypressen der Villa Landolina seine letzte Ruhestatt gefunden hatte (6. Dez. 1835). Ihm brachte Burckhardt ein „Totenopfer“ dar — ein Sonett, worin er dem Dichter seine Treue gestand. „Besonders gedachte ich — schrieb Jakob Burckhardt in seinem Reisebericht — noch eines Dichters, der mich im Geiste vom Luganer See bis hieher (d. h. bis auf's tyrrenische Meer) geleitet hatte, Platens, in dessen Gedichten das verklärte Bild Italiens herrlicher als je zu uns hinübergeschwebt ist in den kalten Norden. Allgemach entfalteten sich die Gebirge Toscanas; Dantes Bild trat vor meine Seele, und den beiden Dichtern ein stilles Totenopfer bringend, weihte ich dem großen, oft verkannten Deutschen ein einfaches Grabgeschenk.“

Burckhardts Gedicht an Platen<sup>8)</sup> lautet:

Mag auch dein Land verkennen deine Sendung,  
Geschah's nicht den Propheten auch, den hehren?

<sup>8)</sup> a. D. Nr. 47.





Franz Gehri, Hohfluh.

Lesende Bauern.  
Phot. L. Zumbühl, Bern.





Wer will sich gegen Landesitte wehren?  
Doch hoff' ich immer auf der Dinge Wendung.  
Sei's Reid, der dich verkleinert, sei's Verblen-  
dung,

Ich will dich lieben stets und stets dich ehren,  
Bin auch zu schwach ich, deinen Ruhm zu meh-  
ren —  
Ich reiche dir die Krone der Vollendung.

Auf diesem Meer, das du so oft durchschnitten,  
Im Angesicht von Dantes heil'gen Hügeln,  
In diesem Land, wo du geliebt, gelitten,

Send' ich dir einen Gruß auf Windesflügeln;  
Und wenn dein Schatten einsam geht am  
Strande,  
Hör' meinen Gruß! er kommt vom Vaterlande!

Auffallend ist an diesem Sonett die  
Ähnlichkeit seines Inhalts und seiner  
Endreime mit Geibels Stanzas: „Platens  
Vermächtnis“ — namentlich mit dessen  
zweiter und dritter Strophe. Von Geibel  
wurden Platen die Worte in den Mund  
gelegt:

Sei's immer! Ich erfüllte meine Sendung,  
Ein rastlos treuer Priester der Camoenen;  
Ich deutete mit jeder leisen Wendung,

Ein Fackelträger, nach dem Reich des Schönen;  
Umwallt vom Königsmantel der Vollendung  
Schritt mein Gesang dahin . . .

Mit Emanuel Geibel, den er als Dich-  
ter hoch verehrte, wurde Jakob Burck-  
hardt erst zwei Jahre später während  
seines Studienaufenthaltes in Berlin im  
Hause seines Lehrers, des Kunsthistorikers  
und Dichters Franz Rugler, persönlich  
bekannt.

Auf der Heimreise aus Italien ent-  
stand die schöne freie Uebertragung eines  
italienischen Gedichtes von J. Peri, wel-  
ches das tessinische Dertchen Castagnola  
am Luganersee verherrlichte<sup>9)</sup>. Diese Um-  
dichtung in Odenform, die mehr an die  
römischen Oden Wilhelm Waiblingers  
(„An die Berge von Latium“ — „das  
süße dunkle Veilchen“) als an Platens  
Formenstrenge gemahnt, zählt zu den an-  
mutigsten Gedichten Jakob Burckhardts:

Castagnola.

Heil dir, gastfreundlich schönes Gelände, Heil!  
Du, dessen Ufer neben den rauschenden  
Kastanienhainen stolz sich spiegeln  
In des kristallinen See's Wogen!

Dir schickt die Sonne täglich den ersten Strahl,  
Wenn rings noch alles ruhig im Schatten schläft,  
Sie nimmt von dir den spätesten Abschied,  
Wenn sie im Westen sich eilt zu bergen.

Dir duftet, wenn rings alles im Schneegewand  
Noch schläft, das süße dunkle Veilchen schon,  
Und an dem Arme des Geliebten  
Wandelt die Braut und sie sieht's und  
pflückt es.

Und auf dem sonnbeföhnenen Hügel steigt  
In stolzem Wuchs die blühende Reb' empor,  
Ob sie vermählt sich mit dem Lorbeer,  
Ob mit dem blassen, begrünten Delbaum

Von den Terrassen, wo die Orange reift,  
Wo blühend oft die Aloë ragt, entschwebt  
Ein Wohlgeruch weit übern See, es  
Streiten um ihn sich die Abendwinde.

Doch wenn in einsam schweigender Nacht sich  
hebt  
Des Vollmonds Licht, und silbern erglänzt die  
Flut,

Wie bist du schön, o Castagnola!  
Welche Gefühle erweckst du dann mir!

In dieser Uebersetzung vermögen wir  
gewissermaßen schon einen Vorklang zu  
Burckhardts berühmter sapphischer Ode  
„Serenade“ zu erkennen.

Nachdem Jakob Burckhardt 1838 von  
seiner ersten größeren Italienreise, die ihn  
bis Florenz geführt hatte, zurückgekehrt  
war, wandte er sich im Sommer des fol-  
genden Jahres von der Theologie zum  
Studium der Geschichte, das er vom Win-  
tersemester 1839 an in Berlin bei Franz  
Rugler, Leopold v. Ranke, Jakob Grimm  
u. a., danach im Sommer 1841 in Bonn  
und schließlich wieder in Berlin fortsetzte.  
An diesen beiden Orten (an die er später  
mehrmals zurückgekehrt ist) empfing er  
auch als Poet entscheidende Anregungen  
und Förderung.

Im Ruglerschen Hause in Berlin, wo  
ehedem die Dichter E. Th. A. Hoffmann,  
Chamisso, Reinick und später Emanuel  
Geibel, Henze, Fontane, Wilbrandt und  
der Maler Menzel Hausfreunde waren,  
ward Burckhardt „wie ein Sohn des  
Hauses“ betrachtet. In diesem Kreise  
schwelgten alle Hausgenossen in den Er-  
innerungen an Italien. Rugler schrieb  
italienische Novellen und Dramen; man  
übertrug und sang italienische Volks-  
lieder, und wenn man dessen müde war,  
holte man Eichendorffs Lieder her-  
vor, die von Rugler komponiert worden  
waren. Franz Ruglers musikalische Ge-  
dichte und Geibels Liebeslieder schmei-  
chelten sich mit süßem Wohlklang in das  
Ohr der Lauschenden. „An der Saale  
hellem Strande stehen Burgen stolz und

<sup>9)</sup> a. D. S. 71.

fühn", dieses bekannteste Lied Ruglers (gedichtet in einer mond hellen Sommer nacht des Jahres 1822 auf der Rudelsburg bei Jena), Geibels „Wenn sich zwei Herzen scheiden“ und „Nun die Schatten dunkeln“, Reinicks „Blauer Montag“: „'s ist doch närrisch, wenn wir eben nur vom Wein einmal genippt, Daß der Hut so wunderbarlich gleich nach einer Seite kippt ...“

(vgl. damit Burckhardts Gedicht „Altenahr“ vom 21. Mai 1843<sup>10)</sup> — diese und andere, ernste und fröhliche Lieder ertönen oft noch in spätester Stunde in dem mit zierlichem Efeu gespinnt ausgeschmückten Ruglerschen Mansardenstübchen, dem sogenannten Ruglerschen Salon, und Rugler oder Burckhardt begleitete sie auf dem Klavier. Dazwischen wieder ertönten Burckhardts italienische Lieblingsweisen: „Io ti voglio bene assai e tu non pienza me“ — was Paul Henje mit den Versen übertrug: „Ich liebe dich herzinnig und du verachtest mich“ — oder das Ständchen: „Buona notte amata bene, solo vengo dir a te“ — „Gute Nacht, mein liebes Leben, ruf ich dir ins Fensterlein“ — ein Liedchen, das dann vermutlich beim Nachhausegehen noch manchem schlummernden Mädchen zugefungen wurde<sup>11)</sup>. Von Geibel, Henje, Adolf Wilbrandt u. a. sind die Erinnerungen an diese Ruglerschen Abende und an das Ruglersche Familienleben in Vers und Prosa geschildert und in ihren Tagebüchern festgehalten worden.

Noch ausgelassener und studentisch wilder rauschte das Leben im Kreise des Dichters Kinkel und in der „die Virtuosität des Lebens“ erstrebenden Gesellschaft der dichtenden „Malkäfer“ in Bonn. In ihren Zusammenkünften und auf ihren Ausflügen, die sie in die Umgebung von Bonn unternahmen, lernte Burckhardt 1841, in einem „traumhaften Sommersemester“, das ihm später „bisweilen wie eine Vision vorkam“, und bei späterer Rückkehr die Rheinlande bis Koblenz, Köln und Belgien kennen. Bei seiner Rückkehr im Mai 1843 nahm er mit Emanuel Geibel als Trauzeuge an der Hoch-

zeit Gottfried Kinkels mit der musikalisch hochgebildeten Johanna Matthieux teil, die in Berlin mit Bettina v. Arnim, einem echten Kind der Romantik, in persönlichem Verkehr gestanden hatte und eine Menge junger Dichter in ihrem Dichterjournal, dem sog. „Malkäfer“<sup>12)</sup>, beschäftigte, an welchem auch Burckhardt mit poetischen Beiträgen und Konkurrenzgedichten beteiligt war, die aber, mit Ausnahme eines Gedichtes „an Burckhardts Freund Willibald Beneschlag“ (Berlin, März 1842; J. Basler Jahrb. 1910: „Aus Jakob Burckhardts Jugendzeit“), ebenso wie die Zeitschrift untergegangen zu sein scheinen. Ein größeres Gedicht „Sankt Goar“, das möglicherweise durch einen Besuch Burckhardts bei dem Dichter Freiligrath, der in Sankt Goar wohnte, angeregt worden war, scheint für den „Malkäfer“ bestimmt gewesen zu sein, den Verfasser aber wenig befriedigt zu haben.

Gottfried Kinkel, mit dem sich Burckhardt in Bonn befreundete, war schon im Jahre 1838 in Rom gewesen. In einem seiner Gedichte, die die italienischen Mondnächte besingen, schilderte er die phantastische Wiedererstehung des kaiserlichen Rom („Romas Erwachen“), und oftmals mag in Anwesenheit Burckhardts von Rom gesprochen und dessen Sehnsucht dahin bestärkt worden sein, wenn beide von den Fenstern der Kinkelschen Wohnung im Poppelsdorfer Schlosse in die mondlichen Gärten hinabsahen, an deren äußerstem Ende das Silberband des Rheines sich hinzog, während vom gegenüberliegenden Ufer die Wände des Siebengebirges und die rebenumgrüntem Hügel des Flußrandes wie weiße Schneemassen herüberleuchteten. — In Bonn gedachte Burckhardt im Wettstreit mit Kinkel, Wolfgang Müller, Nikolaus Becker u. a. „ein Rheinsänger zu werden“, d. h. wie jene dem Rhein einen Gedichtzyklus zu widmen, worin „Albertus Magnus, Bischof Hatto und der Mäuseturm, die ganze reiche Romantik Kölns, sowie die Rheinburgen, die Schieferfelsen, der Sonnenuntergang und die Mondnächte“ ihre Verherrlichung hätten finden sollen. Wehmütig stimmte ihn

<sup>10)</sup> In G. Kinkels *Werk* 1846 und deutsche Revue 1899 I 289. — <sup>11)</sup> Geibel in B. Henjes *Stal. Liederbuch* (1860), das Burckhardt gewidmet war.

<sup>12)</sup> „Der Malkäfer“, eine handschriftliche Zeitschrift „für Nicht-Philister“.

schon in jenen Jahren die Einsicht, daß er im Drange der wissenschaftlichen Arbeiten und später im Joche des Journalismus, der ihn in tyrannische Ketten legte, nicht zur Ausführung jenes Gedichtes Muße fand. In Jakob Burckhardts Gedichtbändchen „Ferien“, das 1849 ohne Namensnennung in Basel erschien, huldigen einige Gedichte, die „Ausichten aus einem Fenster“, die seiner Jugendfreundin Emma v. Baeyer, einer Nichte F. Ruglers, für ihr Album gewidmet waren, dem „Rhein“ und schildern dessen Ufer bei Basel in einer Anmut und Zartheit, die mehr dem Geschmack des Ruglerkreises als dem brausenden Sinne der „Malkäfer“ in Bonn entsprach.

Im Mai des Jahres 1843 doktorierte Jakob Burckhardt in Basel. Erst drei Jahre später (1846) war es ihm vergönnt, Rom zum ersten Mal zu sehen. 1847—48 weilte er im Herbst und Winter wiederum dort. Auf diesen beiden Reisen sind die herrlichsten Gedichte, in denen er italienische Landschaft, südliche Sonnenuntergänge, südliches Leben in abgeklärten Bildern und in musikalischer Sprache darstellte, entstanden. Zu diesen gehören die Gedichte: „Monte Argentaro“ (Argentario), entstanden auf der Meerfahrt von Pisa nach Rom<sup>13)</sup>, „Fontana nuova“ — in einem italienischen Bergstädtchen am Südfuß der Alpen<sup>14)</sup>, das Sonett „An Claude Lorrain“ und die „Herbst-erinnerungen“, d. h. Erinnerungen an die römischen Winzerfeste (das letztere gedichtet im Norden 1849); eine „zweite Elegie“<sup>15)</sup>, sowie, wenn man den Schauplatz dieses Gedichtes ebenfalls Italien zusprechen will, die „Serenade“, die ein von Rugler angetöntes Motiv in den erhabeneren Rhythmus einer sapphischen Ode neu umwandelte und zu neuer, völlig eigenartiger Umwandlung an den Dichter Heinrich Leuthold weitergab.

Mit einigen dieser Gedichte, die Italien betrafen, vereinigte Jakob Burckhardt in seinen „Ferien“ eine größere Anzahl Gedichte, die der Heimat, dem Rhein, der Juralandschaft, dem Vier-

waldstätter- und Genfersee galten und Freundschaft und Liebe mehr in zarten melodischen Tönen als in neuartigen Bildern zu Wort kommen ließen. Die „Ferien“, eine „Herbstgabe“ (Basel, 1849<sup>16)</sup>) enthalten Gedichte eines Elegikers, der schon damals zur Lebensweisheit einer maßvollen und unverbitterten Resignation hindurchgedrungen war und der die Leidenschaft von der Tempelschwelle dieses seinen nächsten Freunden zugeeigneten Gedichtbändchens verbannt hielt, in dessen wehevollsten Gedichten „die Weisheit wie aus goldener Wolke ihre erhabenen Sprüche tönen ließ“. — Worte, die Goethes Leonore von Tasso sagt (Tasso I 1), treffen auch auf Jakob Burckhardt als Dichter dieser elegisch gestimmten Gedichte zu. Auch Burckhardt war in seinen Jugendjahren — freilich in einem geläuterteren Sinne, als es Goethe von sich meinte und wir Tasso einschätzen — eine „Tassonatur“.

In dem Gedichtheft des einunddreißigjährigen Dichters nehmen die Gedichte, die dem Abend und der Nacht zugehören oder diese ihrer Stimmung oder Schilderung zugrund legen, einen überwiegenden Vorrang gegenüber den Taggedichten ein. Von den einunddreißig Gedichten der „Ferien“ sind es vierzehn Gedichte, die die Nacht, und zehn Gedichte, die den Abend zu Menschenleben oder Naturleben in Beziehung setzen, während nur zwei Gedichte den Mittag erwähnen und bei fünf Gedichten die Tageszeit nicht in Betracht fällt. Dies scheint uns ein Fingerzeig für die Entstehung der meisten dieser Lieder zu sein. Wie schon die „erste Elegie“ zeigte, die beim Scheine eines Lämpchens gedichtet worden war, lebte in Jakob Burckhardt am Abend der Dichter auf — wenn das „Abendrot“ um die Berge seine goldene Glorie warf; wenn „die Schatten dunkelten“ oder wenn in lichterhellen Mondnächten Rhein und Schwarzwald oder gar südliche Landschaft vor seinen bezauberten Sinnen standen — dann ward er zum Dichten inspiriert, und wie Milton durfte er von sich sagen:

— „genährt dann von Gedanken,  
die wie von selbst in Harmonien fließen,  
sing ich, so, wie die wache Nachtigall  
im Schatten singt und in dem dicksten Laube  
ihr Nachtlied flötet ...“

<sup>13)</sup> Basler Jahrb. 1910. Das Gedicht kann frühestens 1846 entstanden sein. — <sup>14)</sup> f. Gruppe, Deutscher Musenalmanach 1853. — <sup>15)</sup> Gbb. — <sup>16)</sup> Neu herausgegeben Basel 1918. Die Sammlung begann mit „Herbstgedichten“, worunter die herrlichen „Herbsterinnerungen“ an Rom.



Die Lieder der Nacht waren ihm auch von Geibels, Ruglers, Rinkels, Le-  
naus, Goethes und Novalis' Gedichten  
die liebsten; man vernimmt Anklänge von  
jenen auch in seiner Lyrik, wie auch Jean  
Pauls poetische Schilderungen der ita-  
lienischen Mondnächte (im „Titan“) in  
Burckhardts Gedichten und Prosaauf-  
sätzen weiterklingen.

Wie die Landschaft in den Gedichten  
Jakob Burckhardts meist mit den leisen  
Farbentönen und den verschwimmenden  
Konturen des Abends, der Dämmerung  
oder des Mondlichtes, ähnlich wie in sei-  
nen leichtgetönten Aquarellen charakte-  
risiert ist, so ist auch die Charakteristik der  
Frauen und Mädchen, die uns aus seinen  
Gedichten wie aus einem Spiegel entge-  
genschauen — von Entgegentreten dürfte  
man nicht reden! — aller genaueren In-  
dividualisierung enthoben. Braune und  
schwarze Haare, blaue und dunkle Augen  
(„Wo ich sah dies dunkle Auge...“), stolze  
Haltung, gesenktes Haupt, zarte Brust,  
süße Lippen lassen sich von ihrer äußeren  
Erscheinung allein erkennen. Nur wo eine  
äußere Handlung vorgeht, treten sie  
deutlicher hervor (so „Erminia“ in den  
„Ferien“). Am meisten erkennen wir ihr  
Wesen durch die musikalische Linienfüh-  
rung; denn ebenso wie die Gedichte seiner  
Lieblingsdichter und Freunde sind auch  
Burckhardts Gedichte vornehmlich musi-  
kalisch. Die Leidenschaft hielt er ihnen  
fern. In einem „Sturmlied“ ist es nicht  
die Leidenschaft der Naturgewalt, die ihn  
hinreißt, sondern das Wonnegesühl „nä-  
chtiger Einsamkeit“, das ihn beglückt und den  
„Weihgesang“ an den Sturm in ihm er-  
regt. Und doch kannte auch Burckhardt  
sehr wohl die ungeheuern „Schründe und  
Spalten unseres Daseins“, d. h. „das Dä-  
monische“ im Menschen! Schon in frühe-  
ren „Romanzen“ hatte Burckhardt die  
Frau durchaus nicht nur als liebenswertes  
und anmutiges Wesen, wie in seinen „Fe-  
rien“, dargestellt. Den tiefsten Einblick  
in Burckhardts Auffassung über die „dä-  
monische“ Natur der Frau bietet uns aber  
ein Gedicht, das er im Mai 1855 an seinen  
Dichterfreund Paul Heyse sandte und  
dessen Motiv offenbar einem genuesischen

Volkslied oder einer genuesischen Volks-  
sage entnommen war<sup>17</sup>). Es ist überschrie-  
ben „Genua“ und zeigt die leidenschaft-  
liche zerstörende Liebe einer Frau, der ein  
feiger Mann entgegentrat. Dieses Ge-  
dicht ist in psychologischem Betracht das  
Tiefste, was Burckhardt dichterisch geschaf-  
fen hat! Es erhöht die wunderbare Schil-  
derung von den Frauen Genuas, die er  
seinem Jugendaufsatz von 1838 einver-  
leibt hatte, zu tragischer Steigerung. Da-  
mals schrieb er über die Frauen Ge-  
nuas:

„Unter den Cypressen des Garten Doria  
sahen die hohen, stolzen Frauen und blickten  
über den Hafen hin in's Meer hinaus; drunten  
aber am Fuße der Terrasse hielten die vergol-  
deten, leichten Barken, mit schmucken, jungen  
Schiffen bemannt, einladend zu abendlichen  
Spazierfahrten. Weit in die Stadt hinein win-  
ken einander die hohen Paläste zu, und droben  
auf den Balkonen ruhten die edlen Genueser  
und genossen die Abendluft. Da warf sich der  
schöne junge Van Dyd der schönen jungen  
Fürstin Brignole zu Füßen und die schöne junge  
Fürstin schlang ihren Arm um den schönen, jun-  
gen Maler, daß ihm's heiß um's Herz wurde.  
Ach, die Zeiten sind vorbei!“

Im März 1850 entstand ein ergreifend  
schönes Traueresonett auf Arnold Böck-  
lins Braut Louise Schmidt<sup>18</sup>), die,  
während Böcklin in Rom weilte, in Basel  
gestorben und von den Freunden zu Grabe  
geleitet worden war:

Es fiel ein Reif in kalten Märztagen  
Und nahm dich hin, einsame Frühlingsblüte,  
Damit der Tod vor Sonnenglut dich hüte,  
Die deiner harrte, die du nicht ertragen.

Das schöne Auge, einst voll stummer Klagen,  
Erlösch; die Lippe, die vor Liebe glühte,  
Ist blaß und kalt, und dieses abgemühte  
Gramvolle Herz, es hat nun ausgeschlagen.

Und er, an dessen Statt wir dich begleiten,  
Er wird in weiter Fern', o welcke Rose,  
Nach dir mit Zittern deine Hände breiten.

Umsonst nun ruht im milden Götterchoße,  
Was noch bestimmt war in den künft'gen Zeiten:  
Des Glückes wie des Leides Schicksalslose.

Vier Jahre nach dem Erscheinen der  
„Ferien“ gab Burckhardt, wiederum ano-  
nym, ein zweites kleines Gedichtheft: „E-  
hämpfeli Lieder“ (Basel, Schweig-  
hauser 1853) heraus<sup>19</sup>). Es enthält vierzehn

<sup>17</sup>) Gedichtet im Mai 1855, abgedruckt im Briefwechsel  
von J. Burckhardt und P. Heyse (1916) S. 36 f.

<sup>18</sup>) f. S. Mendelssohn, Böcklin. Berlin 1901. — <sup>19</sup>) Es  
erschien fast gleichzeitig wie Burckhardts geschichtliches Werk  
„Die Zeit Constantins des Großen“ (1853) und wurde neu  
herausgegeben im Basler Jahrbuch 1910 und Basel 1918.

Dialektgedichte, die mit Ausnahme des ersten Gedichtes und des an Hebels „Vergänglichlichkeit“ gemahnenden Schlußgedichtes „Vorgsicht“ die zum Teil tief wehmütigen, zum Teil humorvoll innigen Dichterbekennnisse einer mit milder Resignation verklärten Jugendliebe aussprechen. Subjektiver ausgestaltet als die Liebesgedichte der „Ferien“, geben die meisten dieser Dialektgedichte den Charakter der Geliebten und des Dichters mehr mittels der Ausmalung verschiedenster Begebenheiten als durch direkte Schilderung wieder.

Mit diesen zartempfindenen Dialektgedichten seines „Hämpfeli“ stellte sich Jakob Burckhardt in die Reihe der namhaftesten Basler Dialektdichter, von denen wir von seinen Vorgängern und Zeitgenossen nur den Theologieprofessor Karl Rudolf Hagenbach, Theodor Meyer-Merian, Philipp Hindermann und Jakob Mähly erwähnen, um Burckhardt fraglos über alle diese genannten Dichter und an die Seite seines Lieblings Johann Peter Hebel zu stellen. So wenig wie der Dialekt der allemannischen Gedichte Hebels ein rein baslerischer war, so wenig ist es die Sprache des „Hämpfeli“. Warum Burckhardt nicht den eigenen baselstädtischen Dialekt wählte, sondern den Dialekt, der in der Umgebung von Basel, in Basel-Land, gesprochen wurde, sodaß Jonas Breitenstein, ein damaliger Dialektdichter, der in basellandschaftlicher Mundart schrieb, zuerst für den Verfasser des Hämpfeli gehalten wurde, wäre nur mit Vermutungen zu beantworten. Sicher ist, daß infolge der Untermischung hochdeutscher und unbaslerischer Ausdrücke nicht allein die Autorschaft Jakob Burckhardts längere Zeit im Dunkel blieb, sondern daß auch dadurch die Gedichte des Hämpfeli über die vulgäre und massivere Alltagsprache in die Sphäre Hebelscher Poesie hinaufgehoben wurden.

Der Schauplatz der Lieder des Hämpfeli war die Heimatstadt des Dichters, das Baselpiet und der Genfersee, wo überall die Erinnerungen an die Geliebte auflebten. Goethesche Rhythmen <sup>20)</sup>

verbinden sich mit Hebelscher Sinnigkeit; Humor und Schwermut flieht sich ineinander. Das tiefsinnigste Gedicht ist das letzte, „Vorgsicht“. Nach einer weiten Wanderung kehrt der Dichter mit zwei Freunden durch einen Wald bei Basel heimwärts und hat bei einer kleinen Brücke die Erscheinung von drei Männern, die fast noch einmal so alt sind wie die Wanderer und von denen er den Sinn und die letzte Weisheit ihres Lebens zu vernehmen vermeint. Dem Ersten gilt über alles, daß es ihm wohl erging in Geschäften und in Tagesmühe und daß er in einer frohen Haushaltung mit Frau und gesunden und lieben Kindern lebte. Der Zweite, in weißem Mantel und mit blassem Gesicht und doch „voll Ruh' und Frieden“, wandert auf das Land der Seligen zu, das bei Sonnenaufgang liegt. (Man erinnere sich an die Klage des Schiller'schen „Pilgrims“ und an Burckhardts Gedicht „An einen Freund“). Er aber trägt die schönsten Stunden aus der schönen Jugend als seinen ganzen Reichtum mit sich. Schließlich erkennt der Dichter sein eigenes Ebenbild, jedoch nur an der Stimme; die Gestalt wagt er kaum anzuschauen; auch bleibt sie ihm wie unter einem Schleier verborgen. Von ihr hört er den Rat, „die Menschen zu lieben und an seinen Jugendidealen: Liebe, Freundschaft, Heimat und Poesie festzuhalten; denn wenn auch manches ihn enttäuschen werde, könne dennoch ein Segen darauf ruhen und ein Glück für ihn daraus hervorgehen“. Als er seinen Wandergenossen sein Traumgesicht erzählt, sehen diese ihn erstaunt an und lachen ihn wegen seiner Träumerei aus. Er aber beharrt nicht darauf, ihnen die Wirklichkeit seiner Vision klarzumachen, sondern begnügt sich, die Erinnerung daran festzuhalten.

Die Verse, die sich auf Burckhardt bezogen, lauteten:

... „O glaub's, heig d'Mensche gern!  
's isch 's einzig Glück! und was di jeh bigestret,  
Engs Liebi, Fründschaft, Heimeth, Poesie,  
Gib's nit lycht uf! 's ta mengs e Täuschung sy,  
Und ennweg e gheime Sege druf!“

Von den Gedichten des „Hämpfeli“ schrieb Paul Heyse in einer Besprechung im Literaturblatt <sup>21)</sup>: „Jedes Korn

<sup>20)</sup> Vgl. Burckhardts Gedicht „Nyt Eiges meß“ mit Goethes „Nähe des Geliebten“ und Theodor Körners „Das warst Du.“

<sup>21)</sup> Literaturblatt des deutschen Kunstblattes Nr. 12 (15. Juni 1854) S. 47 f.

in dieser Handvoll „Hämpfeli“ ist gesund und auf dem Baum echter Poesie, an dem Herzen eines Dichters gewachsen, trägt davon also wieder in sich. Was uns dabei besonders anmutet, ist, daß der Dichter mit seinen Empfindungen und seinem Gedankengange nicht absichtlich in das Gebiet eines anderen Kulturgrades geht, als derjenige ist, auf dem er offenbar verkehrt.“ Und Burckhardt selbst gab Heyse seinen Beifall über „Ferien“ und „Hämpfeli“ mit den Worten zu erkennen: „Gestern Nacht, noch halb im Schlaf, gingen mir wieder alle deine Lieder vorbei. Es brannte mir das Herz so davon, daß ich dachte, ich müsse gleich auf und alles ausschütten ... Aber wissen sollst du doch, daß du mir in diesen Tagen ... mit Deinem Hämpfeli eine volle, lange, süße Wonne getan hast ... ich weiß fast alle auswendig. Tu mir den Gefallen und liebe dich selbst wie deine Nächsten dich lieben. Diese Sachen macht keine Sterbensseele, soweit ich mit Sehnsucht, Wut und Ekel herumgehört habe, außer dein Nachbar Mörike, den unsere lieben Landsleute im Dunkeln sitzen lassen“ (28. April 1854<sup>22</sup>).

Als es in Basel bekannt ward, daß Jakob Burckhardt der Verfasser des „Hämpfeli“ sei, ließ er sämtliche noch übrigen Exemplare seines Gedichtheftchens zurückziehen und mochte auch später keines mehr davon verschenken.

Noch beschäftigten ihn in den fünfziger Jahren große dichterische Pläne: so der Versuch mit „Faustszenen“ und ein Gedichtplan, der einen Märchenstoff, ähnlich Platens Abassiden, betraf. Die Szenen des „Faust“ sind verloren oder vernichtet worden. Die Ausführung des epischen Gedichts ließ Burckhardt fallen, da seine Kraft immer mehr von wissenschaftlichen Arbeiten in Anspruch genommen war. Nach dem großen Genua-Gedicht, das im Mai 1855 entstand, wandte er sich mehr und mehr von seinen ursprünglichen poetischen Zielen ab und überraschte seine Freunde nur noch mit Gelegenheitsgedichten, die seiner schon in den Frühgedichten — namentlich in einigen

seiner Romanzen<sup>23</sup>) — erkennbaren Lust an Humor und burlesken Scherzen einen willkommenen Spielraum boten: so entstanden die munteren Verse „Zacharias Biedermeiers an Kleopatra“ und deren poetische „Antwort an Zacharias Biedermeier auf der vierten Seite ihres in London am Themsestrand aufgestellten Obelisten“ (J. Burckhardts „Briefe an einen Architekten“ S. 121 f.), sowie das „Architekturlied aus Italien“ (a. D. 79 f.).

Von Burckhardts ernststen Gelegenheitsgedichten kommt dem von Heyse's Tragödie „Alibiades“ (1882) angeregten Gedicht, das den Charakter und das Schicksal jenes athenischen Strategen und Politikers in meisterhaften knappen Zügen und prägnanten Versen vor uns entrollt, besondere Bedeutung zu. Es gehört in seiner seelischen Größe und mit seiner glänzenden Diktion zu den schönsten Gedichten Jakob Burckhardts (J. Pezet, Briefwechsel Burckhardts mit Paul Heyse S. 150). Zwischen diesem Gedicht von 1882 und den Napoleonsgedichten von 1838/39 — oder noch genauer gesagt: der ersten römischen Elegie von 1837 — liegt das dichterische Schaffen Burckhardts beschloffen; sein Dichtergeist freilich kam noch lange nicht zur Ruhe. Auch in den sublimen Gedanken seiner „Erinnerungen aus Rubens“ — einem Werk, das in seiner stilistischen Vollendung Ähnlichkeit hat mit dem Alterswerk Conrad Ferdinand Meyers: *Angela Borgia* — gibt jener sich noch zu erkennen.

Jakob Burckhardt hatte seinem jungen Freunde und Schüler Albert Brenner in Briefen, die die Quintessenz seiner Anschauungen über die Poesie und über die Aufgabe des Dichters enthüllen<sup>24</sup>), die eindringliche Mahnung ans Herz gelegt, die er auch in den weihervollen Versen seines letzten Gedichtes des „Hämpfeli“, im „Vorgsicht“, als höchste Dichterpflcht aussprach:

<sup>23</sup>) Drei Romanzen, deren eine „Die Walbekönigin“ im „Wanderer in der Schweiz: Mitteilungen aus dem Ausland“ Nr. 28 S. 111, im Jahre 1838 erschien und von denen die andern beiden, „Der neue Don Juan“ und „Der See im Walde“, vermutlich anfangs der vierziger Jahre entstanden, wurden in Edwin Schüdlings „Rheinischem Jahrbuch“ v. 1846 veröffentlicht.

<sup>24</sup>) Burckhardts Briefe an Albert Brenner, J. Basler Jahrbuch 1901 S. 87 f.

<sup>22</sup>) J. Briefwechsel von Burckhardt und Heyse, herausgeg. von Erich Pezet (München 1916).

„Wenn Sie Poet bleiben wollen,“ schrieb er an Albert Brenner, „so müssen Sie 1. die Menschen lieben lernen; 2. die einzelne Erscheinung in Natur, Leben und Geschichte persönlich lieben können ... bemühen Sie sich alles das im Umgang hervorzuföhren, was von wahrer Herzensgüte, Fidelität und Hingebung in Ihnen ist. Bleiben Sie auf alle Gefahr hin gut,

liebreich und wohlwollend“ (16. März 1856)<sup>25)</sup>.

Diese Forderungen hat Jakob Burckhardt selbst in seinem Leben und in seiner Dichtung im weitesten Maße wahr gemacht.

Karl Emil Hoffmann, Zollikon.

<sup>25)</sup> Vgl. das Gedicht „Der Wanderer“ von Eminus (Burckhardts Beinamen im Auglerkreis) im Düsseldorfer Künstleralbum VIII 1858. — Im „Neuen Düsseldorfer Künstleralbum“ erschien „Ahl“ und „Neapel“.

## Gedichte von Karl Sax

### Erwählt

Warum, o Gott, hast du mich so gemacht,  
Nicht wie den und jenen? hab ich oft gedacht  
In der Bitternis von Qual und Fragen.  
Immer mehr und länger mußt ich tragen.  
Arm und Hände wurden übermüd.  
Doch der Herrgott schwieg, der alles sieht.  
Er blieb stumm, verschlossen, unberührt.  
Dich gerade habe ich erklärt,  
Dachte er und schob ein neues Leid  
Zwischen mich und seine Seligkeit.  
Sieben dumpfe Leiden folgten nach.  
Immer schwerer drückten Weh und Ach.  
Jeder Muskelstrang im Leib versteckt  
Ward von einem Leidgewicht gestreckt  
Und erprobt der letzte Zug an Geist,  
Wie er sich im Kampf der Welt erweist.  
  
Als die Seele von dem letzten Stich  
Todverwundet aus dem Körper wich,  
Rief der Herrgott: Halt! Erst rühme mich!

### Die Erde

Deine Hand, die schmale, bleiche,  
Die Erde formte sie, die gute reiche.  
Der Wimpern Seide und des Auges Feuchten,  
Der Erde sind sie schimmernd Wiederleuchten.  
Der Glieder sanft bewegtes Sehn und Wenden,  
Erde sind sie aus des Schöpfers Händen.  
Unsrer Liebesworte süßes Sehnen  
Duftet wie des Baumes Blüentränen.  
  
Also, daß durch dich sie selig werde,  
Schuf sie deinen Leib, die tote Erde.